



# Selbstvertrauens-Schmiede

Einsamkeit, fehlende Deutschkenntnisse und Mangel an Selbstvertrauen prägen das Leben vieler Migrantinnen. Das Wiener Integrationsprojekt „Nachbarinnen“ hilft ihnen aus der Isolation.

„NACHBARIN“ GÜNAY  
 „Mein Mann hilft mir sehr viel.  
 Bei uns ist das normal.“



ZEYNEP  
 „Ich tanze jetzt  
 manchmal ganz allein  
 durch meine Wohnung.“



MERYEM  
 „Ich will jetzt selbstständig  
 sein und frei. Ich habe keine  
 Angst mehr.“

Es war das erste Mal, dass einer der Ehemänner vor der Tür stand, die Werkstatt der Näherinnen selbst hat er dann doch nicht besucht. Er brachte den kleinen Sohn, den er vom Kindergarten abgeholt hatte. Auf die Minute pünktlich, denn er wollte dann doch lieber seine Teestube besuchen. „Mein Mann hilft mir sehr viel“, erzählt Günay nicht ohne Stolz, „bei uns ist das normal.“ Sie ist Türkin, 40 Jahre alt, Mutter von drei Kindern und lebt seit 18 Jahren in Österreich. Ihr deutscher Wortschatz ist dürr. Sie sucht Unterstützung bei einer Kollegin, ebenfalls einer Türkin, der einzigen unter den Frauen, die kein Kopftuch trägt. Je mehr Günay Vertrauen fasst, desto flüssiger spricht sie. „Es ist schwer mit dem Deutsch“, erzählt eine Landsfrau, die ihren Vornamen nicht preisgeben will. „Meine Kinder waren klein und der Deutschkurs war am Abend. Wie kann ich das machen?“

Drei Tage in der Woche verwandelt sich das Clublokal des kurdischen Arbeitervereins im von Handyläden und Brautkleidgeschäften dominierten Teil von Wien-Favoriten in eine Nähwerkstätte. Frauen sitzen an surrenden Nähmaschinen, schneiden Polsterüberzüge zu oder lassen von der Kunstpädagogik-Studentin und Modeschulabsolventin Martina Mahdavi den Verlauf einer Naht begutachten. Das Design-Prunkstück der aktuellen Kollektion ist eine Picknickdecke, die aus abnehmbarem Patchworkstoff und einer Lastwagenplane besteht und demnächst in der Wiener Recycling-Boutique „gabarage“ erhältlich ist. Um den Prototyp auf dem Zuschneidetisch scharft sich die Truppe in angemessener Ehrfurcht.

Fast alle der heute anwesenden Frauen sind Türkinnen, an anderen Tagen sind auch Länder wie Ägypten, Somalia, der Sudan oder Tschetschenien vertreten. Für die meisten dieser Frauen ist die Näharbeit bei den „Nachbarinnen“ der erste bezahlte Job ihres Lebens. Nach einem mehrwöchigen Ausbildungspraktikum, das sie in Kombination mit einem verpflichtenden Deutschkurs absolviert haben, werden sie geringfügig angestellt und verdienen anfangs bei einem Stundenlohn von fünf Euro rund 350 Euro im Monat, bei merkbaren Fortschritten gibt es eine Lohnerhöhung.

Die Nähwerkstätte entstand aus dem Integrationsprojekt „Nachbarinnen“, das die Internistin Christine Scholten und die Sozialarbeiterin Renate Schnee 2012 in Privatinitiative hochgestemmt haben. „Wir hoffen, dass bald genug Aufträge eintrudeln“, so Scholten, „dass die Werkstatt sich selbst erhalten kann.“

Die Kleinproduktion soll vor allem als Selbstvertrauensschmiede dienen. Hier bekommen die Frauen, die sich noch nie auf dem Arbeitsmarkt beweisen konnten, neben einem Platz an der Nähmaschine auch Beratung für Fortbildung und weitere Deutschkurse. Die Zeit von maximal 18 Monaten hat die Funktion „einer Tür, die ihnen den Weg aus der Isolation in die Arbeitswelt eröffnet“, so Scholten.

Renate Schnee und Christine Scholten hatten vor der Gründung der „Nachbarinnen“ in ihrem Berufsalltag als Sozialarbeiterin und Ärztin aus nächster Nähe beobachtet, wie isoliert von der Außenwelt Frauen in Migrationsfamilien oft leben, wie groß ihre Ängste sind, sich aus ihrer engsten Umgebung herauszubewegen, wie sehr die Sprachbarrieren ihren Mut zur Selbstständigkeit und Eigeninitiative beschränken. Oft hatten diese Frauen seit Jahren kaum ihre Wohnungen verlassen – vielleicht gerade einmal, um im nächstgelegenen Supermarkt die Einkäufe zu erledigen.

Christine Scholten, Mutter von drei Töchtern, verheiratet mit dem Banker Rudolf Scholten, betreibt im 10. Bezirk, in Reumannplatz-Nähe, seit über einem Jahrzehnt ihre Arztpraxis. Die nicht gerade großbürgerliche Gegend war ihr von Anfang an ein Anliegen: „Ich wollte Menschen mit echten Problemen medizinisch helfen.“ Tagtäglich konnte sie in ihrer Ordination erleben, wie Frauen mit Migrationsherkunft die Worte fehlten – die Worte, die Schmerzen in ihrem Körper zu definieren, die Worte, ihre Geschichten zu erzählen, die Worte, ihre Nöte zu artikulieren.

Aufgrund ihrer Sprachlosigkeit hatten sie oft auch den Arztbesuch fahrlässig lange hinausgezögert. Häufig kamen sie verschüchtert in Begleitung ihrer Männer in die Ordination, die radebrechend ihre Beschwerden zu beschreiben und übersetzen suchten.

Die gebürtige Vorarlbergerin Renate Schnee hat in ihrer Funktion als Sozialarbeiterin 32 Jahre lang in der Gemeindebausiedlung Am Schöpfwerk im 12. Wiener Bezirk, in der inzwischen kinderreiche Familien aus 26 Nationen leben, ähnliche Ohnmachtsgefühle aus nächster Nähe miterlebt.

„Die Angst, da draußen nicht zurechtzukommen, zu versagen, sich nicht artikulieren zu können, setzt

viele Frauen unter einen solchen Dauerstress, dass sie sich in den Rückzug flüchten“, erzählt sie. „Sie bleiben in den eigenen vier Wänden und können von den kommunalen Angeboten und Einrichtungen, die sie aus dieser Isolation befreien könnten, gar nicht Gebrauch machen, weil sie sie nicht kennen.“

Rückzug bedeutet zwangsläufig auch Einsamkeit. Eine Einsamkeit, die sich in den langen Tagen und Stunden, in denen die Kinder in der Schule sind und die Männer ihrer Arbeit als Pizzaboten, Köche, Bäcker oder Arbeiter nachgehen, auch in Depressionen niederschlägt. Doch auch für ▶

**DÖNE**  
Inzwischen ist der Job „Nachbarin“ ein eigener Beruf, der mit einer Ausbildung zur „sozialen Assistentin“ verbunden ist.



**SOHA**  
**„Mein Mann hat sofort**  
**gesagt: ‚Geh raus! Ich freu mich,**  
**wenn du rausgehst!‘“**

diesen Zustand fehlen ihnen die Worte.

Die Idee, eine Gesundheitsberatung für die so eingeschränkten Bewohnerinnen der Siedlung „Am Schöpfwerk“ aufzuziehen, ließ die beiden Initiatorinnen jedoch bald an die Grenzen ihrer Ambitionen stoßen. „Wir fanden keinen Zugang zu den Frauen, die wir eigentlich erreichen wollten“, erinnert sich Scholten an die Anfangsphase. Aus diesem Defizit entstand das Konzept der „Nachbarinnen“: Sprachwendi- und aufgeschlossene Frauen aus dem gleichen oder ähnlichem Kulturkreis, die im Besslerpark, auf den Spielplätzen, am Markt oder im Hof der Wohnbauten auf andere zugehen, sie nach ihren Sorgen fragen und Hilfe anbieten – bei Amtswegen, medizinischer Versorgung, Schulproblemen der Kinder (viele der Frauen hatten sich aus Scham, nicht genug zu verstehen, noch nie zu einem Elternsprechtag gewagt), Besuchen beim Arbeitsmarktservice, aber auch seelischen Notständen. Inzwischen ist der Job „Nachbarin“ ein eigener Beruf, der mit einer Ausbildung zur „sozialen Assistentin“ und einer regulären Anstellung verbunden ist. „Wir haben in den letzten Jahren mit unseren derzeit 13 Nachbarinnen rund 340 Familien begleitet und unterstützt“, freut sich Scholten, die das Jahresbudget von 350.000 Euro, das notwendig ist, um die Initiative am Pulsieren zu halten, zu mehr als zwei Dritteln mit privaten Mitteln abdeckt. „Ich bin da recht gnadenlos. Wo immer ich Möglichkeiten habe, bitte ich um Spenden“, erzählt Scholten. „Manchmal winken die Menschen schon aus der Ferne ab, wenn sie mich auf sie zugehen sehen, und rufen ganz verzweifelt: ‚Wir haben doch schon gegeben.‘“ Am 9. Juni werden die „Nachbarinnen“ mit dem „Bruno-Kreisky-Preis für Verdienste um Menschenrechte“ ausgezeichnet. Preise machen die Macherinnen natürlich froh, geben aber auch indirekt Anlass zu Ärger, was die Inflexibilität der Gesetzgebung betrifft: „Wir mussten schon



**„NACHBARINNEN“-**  
**MITBEGRÜNDERIN**  
**CHRISTINE SCHOLTEN**  
**„Wir fanden keinen**  
**Zugang zu den Frauen,**  
**die wir eigentlich**  
**erreichen wollten.“**

Fördergelder zurückzahlen, weil wir im Vorfeld viele Preise gewonnen haben, denn beim Jahresabschluss sollten wir auf null stehen. Dann wüsste ich allerdings nicht, wie wir Anfang Jänner die Gehälter bezahlen sollten.“

Es gibt einen Begriff, gegen den Christine Scholten etwas allergisch ist: Charity-Lady. Nachvollziehbar: Das, was Renate Schnee und sie hier machen, nimmt bereits mehr Zeit in Anspruch als ihre Hauptberufe und ist Knochenarbeit jenseits vom „Seitenblicke“-Wohlgetue. „Wenn mein Mann mich ärgern will, dann nennt er mich Charity-Lady“, lacht Scholten. „Ich kann nur sagen, dass mir unser Projekt eine irrsinnige Freude macht. Wenn ich sehe, wie diese Frauen plötzlich aufblühen und sich etwas zutrauen, macht mich das wirklich glücklich.“

Eine, die durch die „Nachbarinnen“ eine wundersame Wandlung durchgemacht hat, kommt gerade in die Werkstätte: Die 38-jährige Türkin Firdes Acar, mit 14 verheiratet, mit 15 erstmals, inzwischen fünffache Mutter, ist eine solche „Nachbarin“. Sie erzählt gleich, dass ihr Vorname auf Deutsch „Paradies“ bedeutet. 20 Jahre ist sie hier, zehn Jahre hatte sie so gelebt, dass „ich mich nicht verständigen konnte und nirgends alleine hingehen konnte.“ Jetzt hat sie ihre Aufgabe gefunden und strahlt vor Selbstvertrauen – eine Eigenschaft, in der einige ihrer anwesenden Landsfrauen noch erheblichen Nachholbedarf haben. Sind es Männer, die verhindern, dass ihre Ehefrauen Autonomie entwickeln?

„Ich beobachte, dass die patriarchalischen Strukturen durch die Tatsache, dass die Familien in der Fremde sind, noch verstärkt werden“, erzählt Renate Schnee. „Das Bedürfnis der Männer, ihre Frauen und Kinder zu schützen, steigt durch diesen Unsicherheitsfaktor einfach an.“ Häusliche Gewalt und Unterdrückung kämen aber, so ist sie sich nach 32 Jahren Arbeit als Sozialarbeiterin am Schöpfwerk sicher, in Migrantenfamilien genauso häufig vor wie in unserer Kultur. „Da gibt es kaum Unterschiede.“

„Mein Mann hat sofort gesagt: ‚Geh raus! Ich freu mich, wenn du rausgehst!‘“, ruft die fünffache Mutter Sona, die aus Ägypten kommt und mit einem Pizzakoch verheiratet ist. „Er hatte gar nichts dagegen!“

„Meiner auch nicht“, sagt Günay, „er ist sogar recht froh, dass ich auch mit Geld mithelfen kann. Meinem Mann geht es nicht so gut gesundheitlich, er kann nicht mehr schwer arbeiten. Auch unser ältester Sohn, der als Altenpfleger arbeitet, unterstützt.“

Der Arbeitsmarkt ist für Frauen, die Kopftücher tragen, noch immer schwer zugänglich, sagt Renate

**„NACHBARINNEN“-WERKSTATT**  
Für die meisten dieser Frauen  
ist die Näharbeit hier der erste  
bezahlte Job ihres Lebens.

Schnee. Nicht einmal für Putzdienste wollen Firmen Frauen, die die Kopfbedeckung nicht ablegen wollen, beschäftigen. „Ich habe als Taxifahrerin gearbeitet“, erzählt eine Türkin, die ihren Namen nicht nennen will. „Dann hab ich aufgehört – zu viel Angst. Nur weil ich ein Kopftuch habe, wurde ich von Männern, die viel getrunken haben, beschimpft. Keiner hat geglaubt, dass ich auch fahren kann.“

„Das Kopftuch ist für uns mit mehr Bedeutung aufgeladen als für die Frauen selbst“, hat Martina Mahdavi beobachtet. „Für sie ist es einfach ein Teil der Alltagskultur, über den nicht viel nachgedacht wird.“ „Ich bin nicht gedrückt, weil ich das auf habe“, lacht eine junge Frau, „mein Mann verlangt es nicht von mir.“ „Ist aber auch kein Drama, wenn nicht auf dem Kopf“, mischt sich die einzige unter den Näherinnen ein, die ihre Haare frei trägt. „Mein Mann hat keinen Schock deswegen. Sagt: ‚Mach, wie du willst.‘“

Durch die „Nachbarinnen“ haben viele Frauen überhaupt erst gelernt, „dass auch sie ein Recht darauf haben, dass es ihnen gutgeht, dass sie auch Freude haben dürfen“, so Renate Schnee: „Sie wol-



len jetzt zum Beispiel Zumba\* tanzen lernen. Jahrelang haben sie so gelebt, dass es nur den Kindern und dem Mann gutgeht, und sie selbst einfach nur funktionieren müssen.“

„Ich tanze jetzt manchmal ganz allein durch meine Wohnung“, lacht die Älteste der Truppe, die 57-jährige Zeynep, und schwingt die Hüften.

Nächste Woche sind alle, auch die Betreuungsscrew, bei der Hochzeit von Meryems Tochter eingeladen.

Meryem ist die einzige unter den Frauen, die geschieden ist. Ihr Mann hatte eine jüngere Freundin, das wollte sie sich einfach nicht länger gefallen lassen. Jetzt hat sie die Kraft gefunden, allein mit ihren Kindern zu leben: „Ich will jetzt selbstständig sein und frei. Ich habe keine Angst mehr.“ n

\*Zumba: Fitness-Konzept, das Elemente von latein-amerikanischen Tänzen und Aerobic kombiniert.

**Informationen unter [www.nachbarinnen.at](http://www.nachbarinnen.at)**

Spenden: Arbeiter-Samariterbund, VEREIN NACHBARINNEN  
Kontonummer: 10001479988, BLZ 12000 (Bank Austria)  
IBAN: AT09 1200 0100 0147 9988 BIC: BKAUATWW  
Die Spenden sind steuerlich absetzbar.  
Die Nähwerkstätte nimmt Aufträge entgegen: Aufträge unter [mail@nachbarinnen.at](mailto:mail@nachbarinnen.at)

# wir machen wien schöner

wien.  
unser zuhause.

Stadt Wien

Eine Initiative des  
Wohnbaurechts

## ... auch im Ottakringer Brunnenmarkt-Viertel

- 54 abgeschlossene Sanierungen mit rund 900 Wohnungen
- Revitalisierung des Marktgebietes
- Neue Infrastruktur, unter anderem mit der Neugestaltung des Yppenplatzes
- Begleitet von der Gebietsbetreuung
- Gefördert von der Stadt Wien



## Machen auch Sie mit!

Teilen Sie uns mit, wo Sie Ihre Stadt  
noch schöner haben wollen:

[www.wohnen.wien.at](http://www.wohnen.wien.at)